

Von alten Oefen

Autor(en): **Lehmann, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **206 (1927)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bemaltem Boden an der Schulter, selbstbewußt, mit Jauchzen und Jodeln an der Spitze oder zur Seite der Herde. Unter mannigfaltigem Glockenklang, antreibenden Hufen und dem dienstfertigen Wellen des hin- und herspringenden Sennenhundes geht es die Alpwege und dann die Landstraße dahin.

Auch die Kühe sind geschmückt. Als wären sie sich der Ehre bewußt, tragen ihrer einige die großen Senntumschellen, die so tiefen Klang erschallen lassen. Der Stier trägt den Melkstuhl auf den Kopf gebunden. Froher Zuruf begrüßt den stattlichen Zug, dessen Schluß gewöhnlich die „Ledt“, das Fuhrwerk mit dem „Sennegschier“ bildet. Beim eint und andern Wirtshaus wird ein kurzer Trunk eingenommen. Wieder ist eine Alpzeit zu Ende, und lange scheint's bis zur nächsten. Und war es eine schöne Zeit, so war es auch eine Zeit der Arbeit, der Wechselfälle der Witterung, der Gefahr, nicht alle Tiere so heil zu Tal zu bringen wie sie zu Alp stiegen, zudem eine Zeit der Unsicherheit des Ausgangs in Bezug auf den Ertrag.

Die Alp verödet. Bald werden die scheuen Gemsen bis dicht zu den Hütten herabsteigen, und in nicht ferner Zeit wird rundherum tiefer Schnee liegen.

Totenstill wird es dann sein, außer wenn Stürme über die Alp hintosen oder wenn leichtbeschwingte Skifahrer im Vollgenuß des Winterparadieses die weißen Hänge einherlaufen und ihre flüchtigen Furchen ziehen.

Frohgemut fährt der Aelpler jeweilen im Vorsommer zur Alp, frohgemut fährt er wieder zu Tal. Wir andern, die wir sie so freudig hinabsteigen sehen, wir können uns eines Gefühls der Wehmut nicht ganz erwehren, und indem auch wir von hier oben Abschied nehmen und noch rückwärts schauend uns zum Gehen entschließen, denken und empfinden wirs mit dem Sänger Tells:

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Vieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnelein fließen im lieblichen Mai.

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden,
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

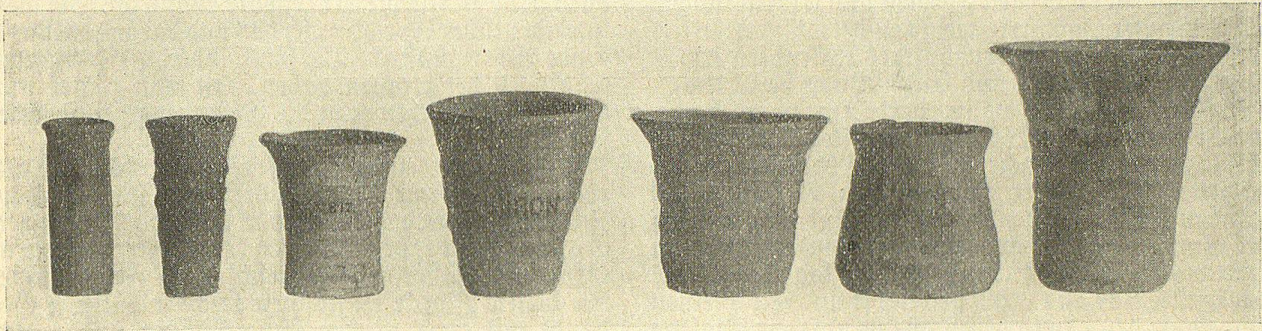


Abb. 1. Alte Raspfacheln (Schweiz, Landesmuseum)

Von alten Ofen.

Von H. Lehmann.

Wer in älteren Häusern Einkehr hält, der wendet seine Aufmerksamkeit in den Wohnräumen vor allem andern unwillkürlich einem Inventarstücke zu, das uns zu Stadt und Land in den mannigfachen Formen entgegentritt: dem Stubenofen. Dieses Interesse bleibt sich zwar nicht während des ganzen Jahres gleich. Denn wenn draußen die Sonne lacht und man ihren brennenden Strahlen den Weg in die Zimmer durch Fensterladen und Vorhänge wehren muß, steht er gewöhnlich einsam trauernd in einer dunklen Ecke, fast unbeachtet, als ein überflüssiger Platzversperrer.

Wenn aber der Sturm die Schneeflocken an die Fenster peitscht und der kalte Nordwind durch alle Ritzen bläst, dann nimmt der Mensch dankbar Zuflucht zu diesem gütigen Spender der Wärme, kann ihn nicht genügend hätscheln und streicheln und sitzt sogar am liebsten auf ihn hinaus. Das kann er heute noch in einfachen alten Häusern und neuerdings sogar mehr und mehr auch wieder in den neuen. In der vornehmen städtischen Wohnung aber wurde der Ofen im Verlaufe des 18. Jahrhunderts mehr und

mehr zu einem kunstvollen Zierstücke, das man kaum mehr zu berühren wagte. Aber die Zeiten änderten sich und nur zu bald sank er zu einem formenarmen Nutzgegenstande herab, der nicht das Auge zu erfreuen, sondern lediglich als notwendiges Uebel Wärme zu spenden hatte und gewöhnlich mit irgend einem dunklen Winkel als Standort Vorlieb nehmen mußte. Eine Zeit lang schien es sogar als habe seine letzte Stunde geschlagen. Denn selbst die form- und farbenreichsten Erzeugnisse früherer Jahrhunderte, welche der Stolz und die Freude ihrer Besitzer gewesen waren, wurden abgebrochen und weggeworfen, um neuen Wärmespendern Platz zu machen, die möglichst unauffällig ihren Dienst zu versehen hatten. Aber das Neueste und als Fortschritt Gepriesene ist nicht immer das Beste. Und so erfüllten denn auch die modernen Heizeinrichtungen nicht überall die in sie gesetzten Erwartungen, sondern wiesen sogar im Verlaufe kurzer Zeit so unangenehme Begleiterscheinungen auf, daß man gerne wieder zu den alten verbannten Rastlöfen zurückkehrte und nun um

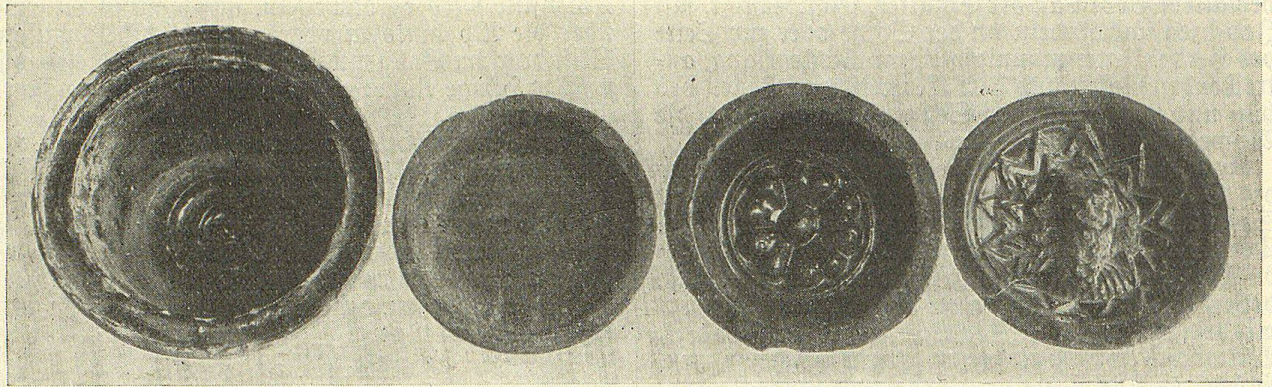


Abb. 2. Alte Napffacheln (Schweiz. Landesmuseum).

teures Geld aufkaufte, was nicht schon dem Vandalismus zum Opfer gefallen war. Sogar die alte abhanden gekommene Ofenbaukunst wurde aufs neue belebt.

Dieses Interesse, welches heute nicht nur den alten Ofen entgegengebracht wird, sondern deren Herstellung in modernen Formen und Einrichtungen als blühenden Industriezweig neu belebt, rechtfertigt es, wenn wir den Lesern unseres Kalenders etwas über ihre Entstehung und Entwicklung berichten.

Seinen Ausgang nahm der Ofen vom Herde, welcher in der aus Wänden von Flechtwerk errichteten, mit einem Dache aus Schilf bedeckten, rechteckigen Hütte unserer germanischen Voreltern als Licht- und Wärmespender diente. Auf ihm wurden die Speisen bereitet und außerdem diente er noch zu manchen leichtern Hantierungen. Er lag in der Mitte der Hütte, war aus Lehm gestampft und mit Steinen eingefasst; denn Herd heißt, wie in unserem Dialekte heute noch, nichts anderes als Erde. Der Rauch fand seinen Ausgang durch die Türe und eine viereckige Lücke im Dachfirste, das „Wind-Auge“ (englisch „Window“ = Fenster); denn andere Fenster gab es noch nicht. Um den Herd versammelte sich die Familie, wenn sie nicht im Freien verweilen konnte. Um ihn herum waren längs der Wände die Lagerstätten. Da die Erzeugung von Feuer viel Mühe machte,

unterhielt man es Tag und Nacht. Beim Herde belegte man den Boden mit flachen Holzstücken, den Dielen. Darum der Name Diele für Fußboden. Da der Rauch die Hausbewohner namentlich während der Nacht belästigte, trennte man allmählich die Schlafstätten mit Teppichen oder Fellen oder häufiger durch eine in Flechtwerk erstellte Wand ab. Sie hieß in altdeutscher Sprache „Kobo“ und daraus entstand unser Wort „Käfig“. Die Einfachheit dieser Räume mag dazu beigetragen haben, daß man später nur noch die, in welchen man die Gefangenen einsperrte, so nannte.

Nun brauchte man das Feuer aber nicht nur als Licht- und Wärmequelle, sondern auch für technische Zwecke, wie z. B. das Backen von Brot, das Schmelzen der Metalle oder das Brennen der Töpferwaren u. a. Große Hitze aber bedingt geschlossene Feuerräume. Zu diesem Zwecke entstanden solche als kleine Gebäude mit einer großen Feueröffnung und einem Rauchabzug. Das sind die Ofen. Die Wärme, welche der Ofenmantel ausströmte, mag den Anstoß gegeben haben, mit derartigen Gebilden auch die Erwärmung von Wohn- und Schlafräumen zu versuchen. In Holzhäusern dürfte diese Einrichtung auf Schwierigkeiten gestoßen sein, da wir sehen, daß heute noch in Gegenden, wo alte primitive Zustände fortbestehen, selbst die Backöfen wegen der Feuergefahr

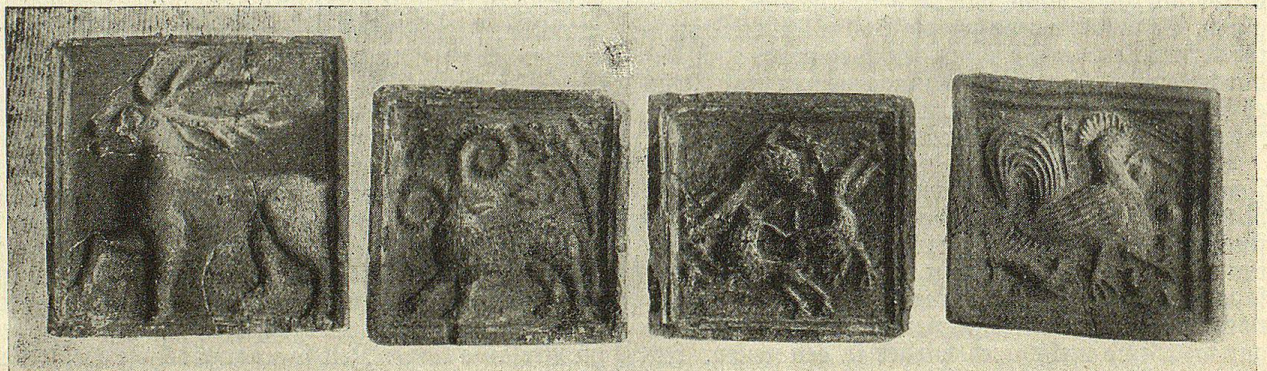


Abb. 3. Alte Reliefacheln (Schweiz. Landesmuseum).

als kleine selbständige Bauten neben den Wohnhäusern, Speichern und Ställen stehen oder doch an die Wohnhäuser angebaut sind. Anders lagen die Verhältnisse beim Steinbau. In der Profanarchitektur fand dieser am frühesten Verwendung für Burgen und Klöster, dann für die Wohntürme der Adelligen, in den Städten und schließlich auch für die Wohnhäuser der wohlhabenden Bürger, demnach nur für die obersten und reichsten Stände. So finden wir denn auch schon in dem Klosterplan von St. Gallen, der ungefähr um das Jahr 820 entstand, Einzelzeichnungen, die auf solche ungefüge Gebilde aus Lehm von ovalem Grundrisse deuten, die in den Ecken der Schlafräume eingefügt waren. Im Wohnraume dagegen verblieb der große Herd, dessen Rauch immer noch durch eine Öffnung im Dache seinen Abzug fand. Diese heizbaren Schlafräume waren aber nur für vornehme Gäste bestimmt. Man nannte sie „Caminatae“, von dem lateinischen Worte „Caminus“ hergeleitet, das eine Feuerstatt mit Rauchabzug bezeichnete. Um auch im Wohnraume mit offenem Herde den Rauch weniger lästig zu machen, verschaffte man ihm einen direkten, geschlossenen Ausweg, dem über dem Herde ein großes aber leichtes Dach aus Flechtwerk und Lehm angebracht wurde, das ihn auffing und durch einen Schacht zum Dache hinausleitete. Dieses Rauchdach oder auch Rauchhaus blieb während des ganzen Mittelalters im Gebrauche, war aber, wenn man ihm nicht alle Sorgfalt angedeihen ließ, feuergefährlich und wurde darum zu Anfang des 18. Jahrhunderts verboten. Man traf es namentlich in den Holzhäusern. Im Steinhause, sei es Burg, Kloster oder städtische Wohnung, wurde die Lage des Herdes in der Mitte des Raumes unmöglich, sobald man verschiedene Stockwerke übereinander zu errichten anfing. Man verlegte ihn darum an die Wand, was gestattete, auch das Rauchdach an diese anzulehnen. Als Stütze gab man ihm Kragsteine, in althochdeutscher Sprache „Scorensteine“ genannt (von scoren = hinaustragen). Auf diese Kragsteine legte man eichene Balken, die das leicht konstruierte Dach trugen, das sich oben verengte und den Rauch durch einen Kanal in der Mauer, manchmal sogar außerhalb derselben, ins Freie leitete. Diesen Rauchabzug nannte man später Schornstein. Daneben übertrug man auch den Ausdruck Kamin für die ganze Feuerungsanlage auf den Raum, in dem sie war, woraus das Wort „Kemenate“, später „Kammer“ entstand. Andererseits bezeichnete man sowohl die Feuerstelle, als auch den Rauchabzug statt mit Schornstein mit Kamin. Wie die Feuerstelle im Laufe der Zeit, wo es die Umstände gestatteten, bisweilen zu einem wahren Prachtbau ausgestaltet wurde, wollen wir hier nicht weiter ausführen. Aber

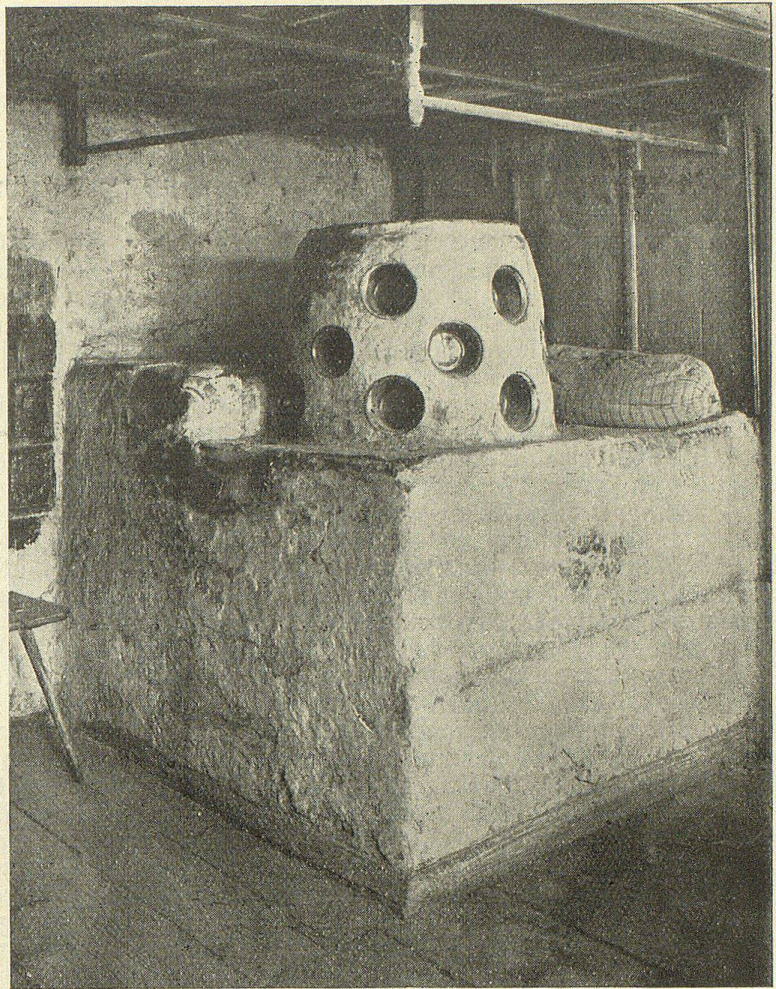


Abb. 4. Gemauerter Ofen mit Kapfscheln in einem ostschweiz. Bauernhaus.

sie hatte einen Nachteil: Schaffte man dem Rauch einen guten Abzug, dann ging ein großer Teil der Wärme mit und der Wohnraum blieb kalt; war man dagegen auf die Erhaltung der Wärme bedacht, dann heizte der Rauch den am Feuer Wärme suchenden Hausbewohnern die Tränen aus den Augen. In beiden Fällen aber machte gerade zur rauhen Jahreszeit, wenn es draußen stürmte und schneite, der durch das Kamin herabdraufende Wind ein Verweilen an diesem Wärmeherde unmöglich. Und daß unsere Voreltern empfindlich waren für die Unannehmlichkeiten des Rauches, beweist ein altes Sprichwort, welches als die schlimmsten Schäden eines Hauses nennt: ein undichtes Dach, eine böse Frau und Hausrauch! Auch waren diese Kamine alle riesige Holzfresser und darum nur für wohlhabende Leute möglich. Wo der Winter nur kurze Zeit dauerte, wie in der West- und Südschweiz, nahm man alle diese Unannehmlichkeiten mit in den Kauf und die Kamine erhielten sich darum, allerdings mit wesentlichen Verbesserungen, dort bis auf den heutigen Tag. Bei uns und überhaupt in nördlichen Gegenden, wo das kalte Wetter während der Hälfte des Jahres nach

einer künstlichen Erwärmung der Wohnräume verlangt, wenn man sich darin heimisch fühlen will, war man dagegen umso eifriger auf ihren Ersatz durch andere Einrichtungen bedacht. Man fand ihn wenigstens einigermaßen in dem Gluttopf. Da weder seine Anschaffung noch sein Unterhalt besonders große Mittel erforderte, wurde er bei Reich und Arm heimisch, war aber wegen der Kohlendämpfe nicht angenehm. Diese wurden zwar aus dem Grunde weniger gefährlich, weil es noch keine festen Fensterverschlüsse gab und darum der Luftwechsel ein fortwährender blieb.

Als Beleuchtung diente in den ältesten Zeiten auch das Herdfeuer, später benutzte man dazu den Kienpahn und erfand die Harzfateln und die Delampeln. Je mehr diese Beleuchtungsmittel in Aufschwung kamen, desto weniger bedurfte man des Herdes oder des Kaminfeuers. Das ließ die Menschen in Gegenden mit kaltem Klima eine Heizeinrichtung erfinden, welche nicht allzuviel Material brauchte und die Belästigung durch den Rauch auf ein Minimum beschränkte: den geschlossenen Stubenofen. Er entstand als ungefügiger Klotz aus Lehm und Steinen, denn wenn er nicht zusammenfallen sollte, mußte er sehr starke Wände haben, diese aber gaben wenig Wärme ab. Trotzdem blieb er in dieser primitiven Form und Konstruktion, namentlich auf dem Lande sehr lange im Gebrauch und in den Berggegenden sogar bis auf unsere Tage (Abb. 4.) Als Thomas Blater zu Anfang des 16. Jahrhunderts über die Grimfel zog, hatte er noch keinen Kachelofen gesehen und bewunderte darum umso mehr den ersten, den er antraf.

Der Umschwung im Aufbau der Ofen vollzog sich seit dem 13. Jahrhundert. Denn dies war bei uns die Zeit, da die Städte entstanden, deren Bewohner als Handwerker und Handelsleute andere Ansprüche an ihre Wohnung machten, als der Bauer auf dem Lande und der Adelige auf der Burg. Diese zielten vor allem auf eine Verbesserung der Ofen als Heizkörper hin. Man fand sie in der Verwendung von Tonbechern, welche die Töpfer oder Hafner, d. h. die Topf- und Hafnermacher, herstellten. Es bildete sich darum kein besonderes Wort für die Ofenbauer. Töpfe und Häfen, wie Tonwaren anderer Art, bezeichnete man aber mit dem allgemeinen Ausdruck „Chacheln“, infolge dessen auch diese Tonbecher für die Ofen. Als diese häufiger in Gebrauch kamen, entstand als neues Wort neben Töpfer und Hafner auch „Chacheler“. Diese Tonbecher versetzte man in die Ofenwand hinein, damit sie dünner werde und mehr Wärme spende. Das geschieht in Berggegenden bis auf den heutigen Tag, wobei aber die kleinen Tonbecherchen allmählich die Form von großen Mäpfen annahmen (Abb. 1, 2, 4). Da man nun die Beobachtung machte, daß, je mehr solcher Mäpfe in die Ofenwände eingelassen wurden, umso mehr Wärme der Ofen spendete, so kam ein findiger Hafner auf die Idee, dem runden Boden eine viereckige Platte aufzusetzen, sodaß man sie fortan aneinandersetzen konnte, wie die Backsteine. Auch dieses Gebilde erhielt den Namen „Chachel“ (Abb. 3). Der Becher wurde nun zum Chachelhals, den man mit der Zeit immer mehr

erweiterte und ihm eine rechteckige Form mit abgerundeten Ecken gab. Seit dieser Zeit wird der Ofen zu einer Art kunstvollem Architekturstück, das auch von der Baukunst im großen Ganzen seine Formen entlehnte.

Eine wesentliche Verbesserung, nicht nur der Kacheln, sondern der Töpferwaren überhaupt, brachte die Erfindung der Glasur. Nach den Annalen von Kolmar zum Jahre 1283 starb zu Schlettstatt ein Töpfer, der zuerst im Elsaß „böernes Geschir mit Glas umkleidet“ haben soll. Wahrscheinlich kam die Kenntnis dieser neuen Technik von Südwesten her nach Deutschland. In der alten Eidgenossenschaft ist sie seit dem 14. Jahrhundert sicher nachweisbar, und wir können noch recht gut verfolgen, wie sie sich aus unvollkommenen Anfängen allmählich zu höchster Vollendung emporarbeitete.

Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts vollzog sich im gesamten Wohnungsweisen zufolge der Erfindung der Buzenscheiben und der Herstellung von Glasfenstern ein vollständiger Umschwung. Denn die hellen Räume riefen nun einer Verfeinerung des gesamten Mobiliars und damit auch der Ofen. Dieser Wandel traf zusammen mit einem Aufschwung in der Baukunst und einer Baufreudigkeit, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Mit ihr wetteiferte nun auch die Ofenbaukunst, indem sie Brunköfen schuf, an denen alle Zieraten, wie man sie an den gotischen Kirchengebäuden bewundern konnte, in anderem Material, und diesem entsprechend etwas umgeformt, nachgebildet wurden. Allein diese Glanzzeit dauerte nicht lange, da mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der nordischen Völker und auch die unserer Vorfahren — nicht zum wenigsten zufolge der Kriege mit Italien resp. auf italienischem Boden, an denen sie sich beteiligten — den Bauwerken dieses Landes zugewendet wurde. Dort baute man ganz anders als im Norden, indem man versuchte, die Bauwerke der Römer, soweit sie noch in Ruinen vorhanden waren, unter Anpassung an die Bedürfnisse der damaligen Zeit nachzuahmen. Wir bezeichnen diese Kunst als die der Renaissance, d. h. der Wiedergeburt der antiken Kunst. Sie brach sich in den Bauwerken bei uns sehr langsam Bahn, viel rascher dagegen in ihrem dekorativen Schmucke. Auch die Ofenbaukunst konnte sich diesem Wandel nicht entziehen. Es entstand nun als typische Form für den Ofen ein kubischer Heizkörper mit einem Aufsatz in Form eines runden oder viereckigen Turmes, wobei man die Oeffnung zum Einfeuern aus dem Wohnraume in den anstoßenden Korridor verlegte. Das war die Zeit, wo auch der Eisenguß zufolge der Verwendung der massenhaft zutage tretenden Bohnerze in unseren Gegenden und in den angrenzenden Ländern einen großen Aufschwung erfuhr. Es kann darum nicht befremden, wenn wir sehen, daß nun versucht wurde, auch Ofen aus gegossenen und mit Bildwerk und anderen Zierarten geschmückten Eisenplatten herzustellen, da man sehr bald zu der Ueberzeugung kam, daß diese rascher einen Raum zu erwärmen vermochten, als die Kacheln, sich dafür aber auch viel schneller abkühlten. Ofen solcher Art von kunstvollem Aufbau befinden sich heute noch u. a. in den Kat-

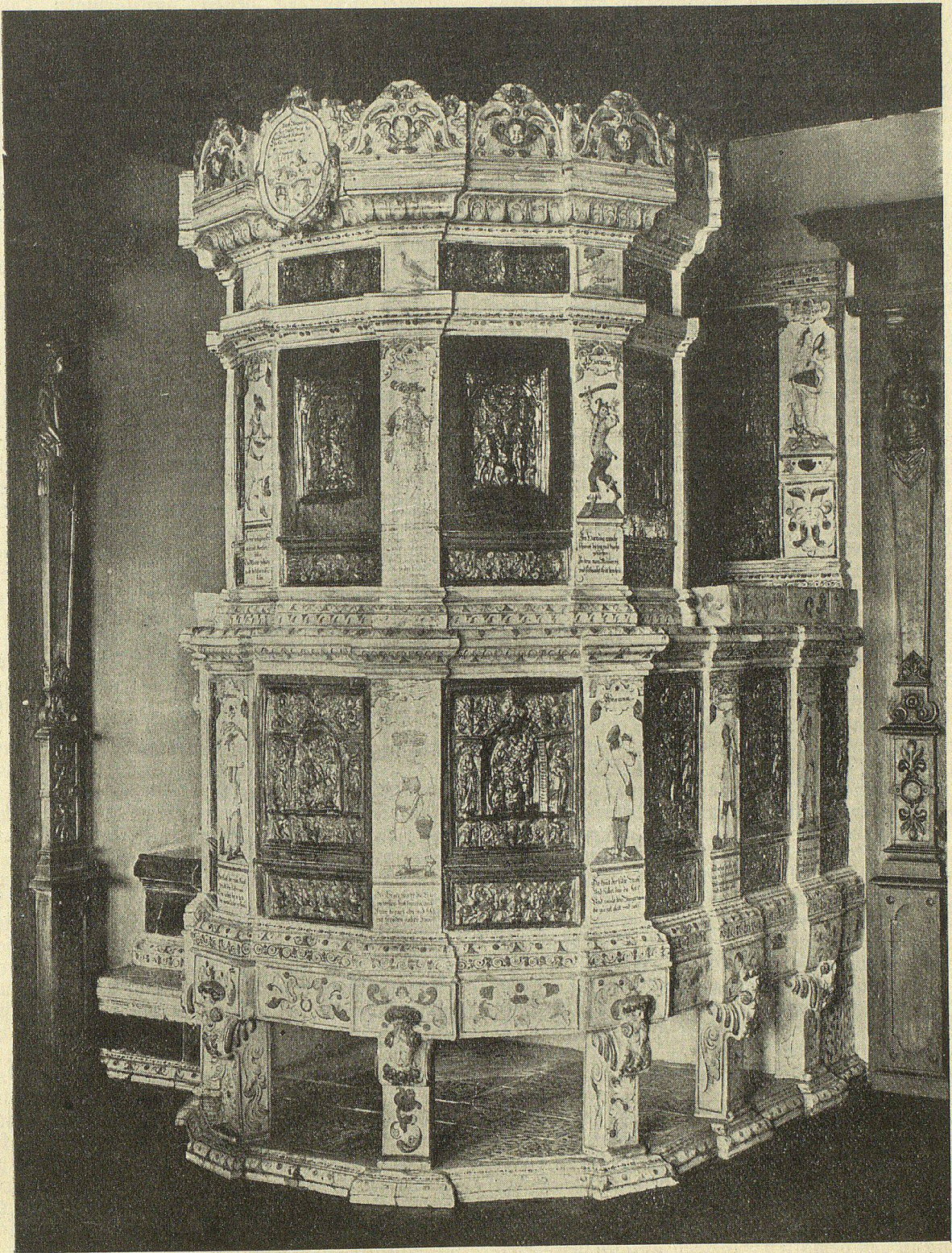


Abb. 5. Buntbemalter Winterthurer Ofen mit grünen Relieffüllungen aus Giffretikon (Zh.) aus dem Jahre 1665.
Auf den Eisen die Monatsdarstellungen. (Bernisches historisches Museum.)

häusern von Stein a. Rh., Rapperswil und anderswo. Diese neuen Gebilde müssen sich solcher Beliebtheit erfreut haben, daß man nun anfang, in schwarzen Kacheln die Farbe des Eisens nachzuahmen. In den Berggegenden dagegen gab man dem aus Specksteinplatten hergestellten Ofen den Vorzug; das beste Material dafür lieferte das Gotthardmassiv.

Inzwischen hatte man auch in Bezug auf die Verzierung der Kachelböden große Fortschritte gemacht. Denn die kunstreichen Meister, welche die Formen für Metallguß und Backwerk herstellten, schufen nun auch solche, die der Verzierung der Kacheln dienten. Allein diese waren teuer. Darum wanderten Händler mit dem nötigen Material an solchen Modellen zu zwei bis drei Dufen durch die Lande und drückten die Model den Hafnern gegen eine Entschädigung in Ton ab. Aus diesen wurden dann wieder, nachdem sie gebrannt waren, Formen hergestellt, sodaß nun jeder Hafner imstande war, aus ihnen so viele verzierte Kacheln auszudrücken, als er bedurfte. Manchmal aber begnügte man sich auch damit, diese Formen von schon aufgebauten, glasierten Dufen zu nehmen. Das konnte auf billigere Weise geschehen, dafür aber verloren die Modelle auch ihre Schärfe. So können wir denn die Beobachtung machen, daß die gleiche Kachelverzierung in den verschiedensten Qualitäten der Ausprägung ihre Verwendung fand.

Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts begann man mit der Kachelbemalung. Sie ging Hand in Hand mit derjenigen der Tonwaren überhaupt. Die ersten Versuche waren derb und handwerklich, verbesserten sich aber rasch, als man die in dieser Kunst viel weiter fortgeschrittenen Oberitaliener zu Lehrmeistern nahm. Die frühesten und schönsten Dufen dieser Art wurden in Winterthur erstellt, namentlich in den Hafnerfamilien der Pfan, Erhart u. a. (Abb. 5), später auch in Elgg, Steeborn (Abb. 6) und an andern Orten der Ostschweiz. Mit Hilfe dieser neuen Kunst wurde der Ofen zum illustrierten Bilderbuche für Jung und Alt, für dessen Inhalt namentlich Darstellungen aus der Befreiung der Waldstätte und den Kriegen der alten Eidnossen beliebt waren. Aber auch lehrreiche Episoden aus der antiken Mythologie, vor allem aber aus der Bibel fanden Verwendung. Um die Vorzüge des Ofens im vollen Umfange zu genießen, fügte man ihm einen, manchmal sogar zwei Sige in Form von Lehnstühlen an, die namentlich alten Leuten während des Winters oft über dessen Beschwerden hinweggeholfen haben mögen.

Im 18. Jahrhundert vollzog sich abermals ein Wandel in der Zimmerausstattung. Der Grund dafür liegt zum Teil wieder in der Verbesserung der Glasfenster, indem nun die alten, undurchsichtigen Buzenscheiben zunächst durch sechseckige, dann durch rechteckige Glastafeln ersetzt wurden, die auch den Blick ins Freie gestatteten. Das war für die damalige Zeit etwas so Neues, daß das Interesse an dem Bilderschmuck in den gemalten Scheiben und an den Dufen dagegen zurücktrat. Dazu kam, daß inzwischen fast jedermann lesen und schreiben gelernt hatte und man schon aus diesem Grunde helle Wohnräume wünschte. Infolge dessen mußten vielerorts die alten, dunklen

Zimmertäferungen hellen, buntfarbigen Tapeten und weißen Gipsdecken weichen. Zu diesem neuen Wand- und Deckenschmuck wollten die alten, bunten Dufen nicht mehr recht passen. Sie wurden darum an vielen Orten mit Delfarbe weiß, grünlich oder bläulich angestrichen. Aber auch in der Keramik war abermals ein Wandel eingetreten und zwar als Folge der Bekanntschaft mit den ostasiatischen Erzeugnissen, welche der Seehandel namentlich nach Holland brachte, wo er die berühmten Werkstätten von Delft ins Leben rief. Sie bevorzugten die blauen Malereien. Bald folgte darin der Norden Frankreichs, später Deutschland und die Schweiz. Dazu kam die Erfindung des Porzellans und des Steingutes. Sie veranlaßte das Bestreben nach einer Verfeinerung der Tonwaren durch Kompositionen, welche eine Härtung des Materials bezweckten. Das Endziel dieser Bemühungen waren die sog. Fayencen. Wir haben uns mit ihnen hier nur insofern zu beschäftigen, als sie von Einfluß auf die Kachelfabrikation waren. Dieser äußerte sich zunächst in einer Verfeinerung der Malereien und in der schon genannten Vorliebe für die blaue Farbe. Der Aufbau der Dufen blieb in der Ost- und Zentralschweiz so ziemlich derselbe wie früher, mit dem einzigen Unterschiede, daß man statt der runden Turmaufsätze viereckige bevorzugte, deren Kanten mit Voluten schmückte, sie oben mit einer Kuppel überwölbte und auf diese eine Urne oder oder ähnliche Verzierung stellte. Auch wurde für die Bemalung neben Blau eine sepiabraune bis schwärzliche Farbe immer beliebter, weil sie zu manchen Tapeten oder farbigen Täferanstrichen besser wirkte. Die Vorliebe für diese Dekors vermochte selbst der blühenden Hafnerindustrie Winterthurs ein glanzloses Ende zu bereiten, indem sie den Hauptitz dieses Handwerkes nach Zürich und die wohlhabenden Dörfer an seinem See verlegte. Die Dekorationen als solche beschränkten sich anfänglich auf eine schablonenhafte Ornamentik, die ihre Motive mit geringen Variationen auf den Füllkacheln wiederholte und auch auf Gesimse und Lisenen in passender Abänderung übertrug. Dann begann man mit Medaillons, die kleine Ideal-Landschaften oder figurliche Darstellungen aller Art umrahmten. Aber schon in den 1730er Jahren stellten sich die Ofenmaler wieder schwierigere Aufgaben, indem sie die damals massenhaft auf den Markt gebrachten Kupferstiche und Radierungen kopierten, wobei sie namentlich die von den Niederländern seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hergestellten italienischen Landschaften mit ihren Ruinen, Roß- und Rinderhirten bevorzugten (Abb. 7). Daß dabei von ungeschickten Meistern wahre Zerrbilder geschaffen wurden, kann nicht befremden. Dabei versuchte man sich aber gelegentlich auch in Ansichten einheimischer Burgen, Städte und Dörfer. War der Besteller des Ofens ein Offizier, so ließ er wohl auch kriegerische Szenen, sogar mit Anklängen an seine eigenen Erlebnisse malen, wie der Jäger das fröhliche Waidmannsleben. Inwiefern sich zu dieser Zeit unsere Hafner und Ofenmaler auch an der Dekoration jener blau bemalter Schüsseln, Platten und Krüge beteiligten, die im Osten und

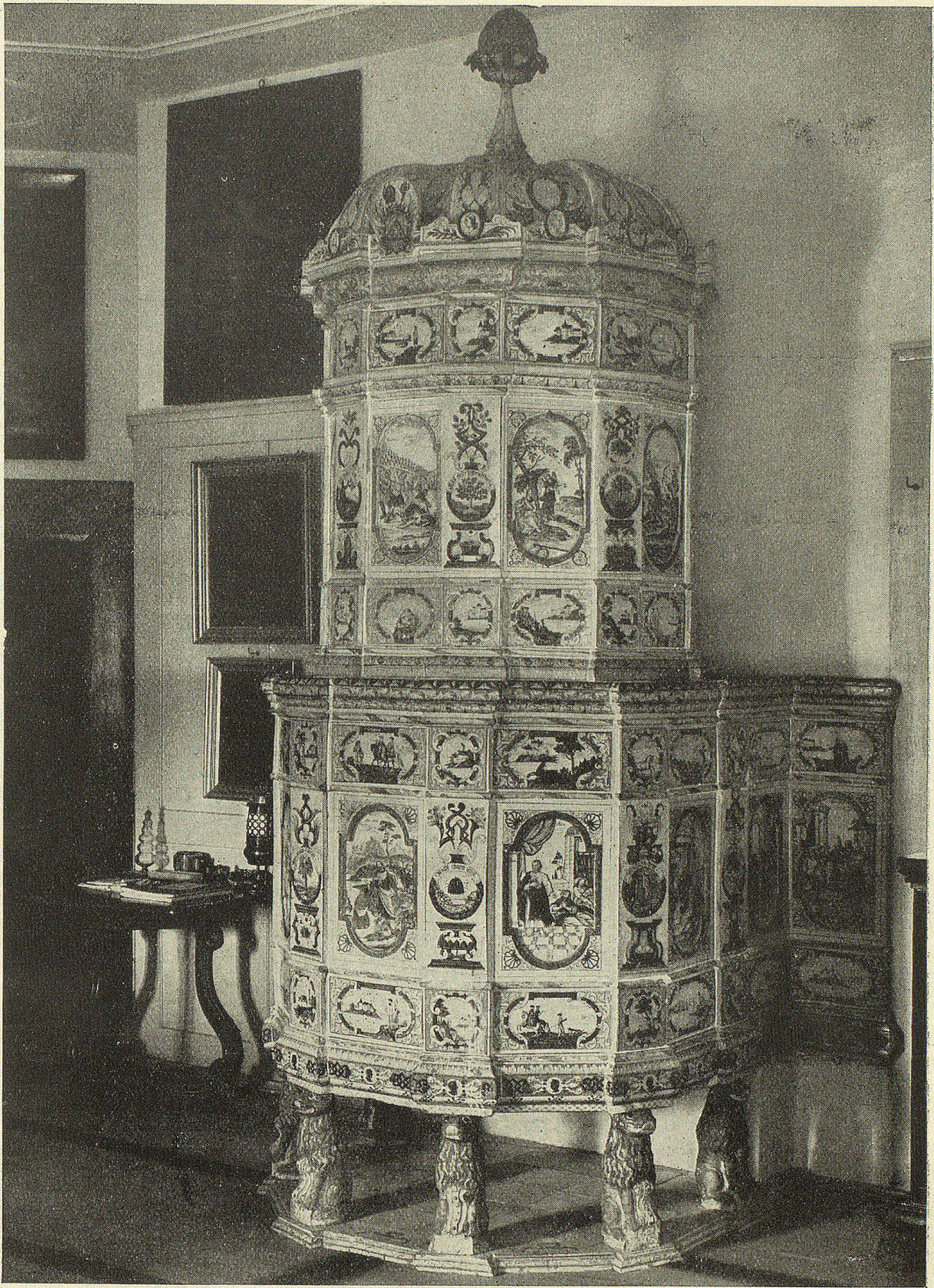


Abb. 6. Buntbemalter Steckborner Ofen im Schloß Altenklingen (Sgg.), aus der Werkstatt des Daniel Meier, Hafner in Steckborn, 1731. (Ursprünglich im Kloster St. Urban, St. Luzern.)

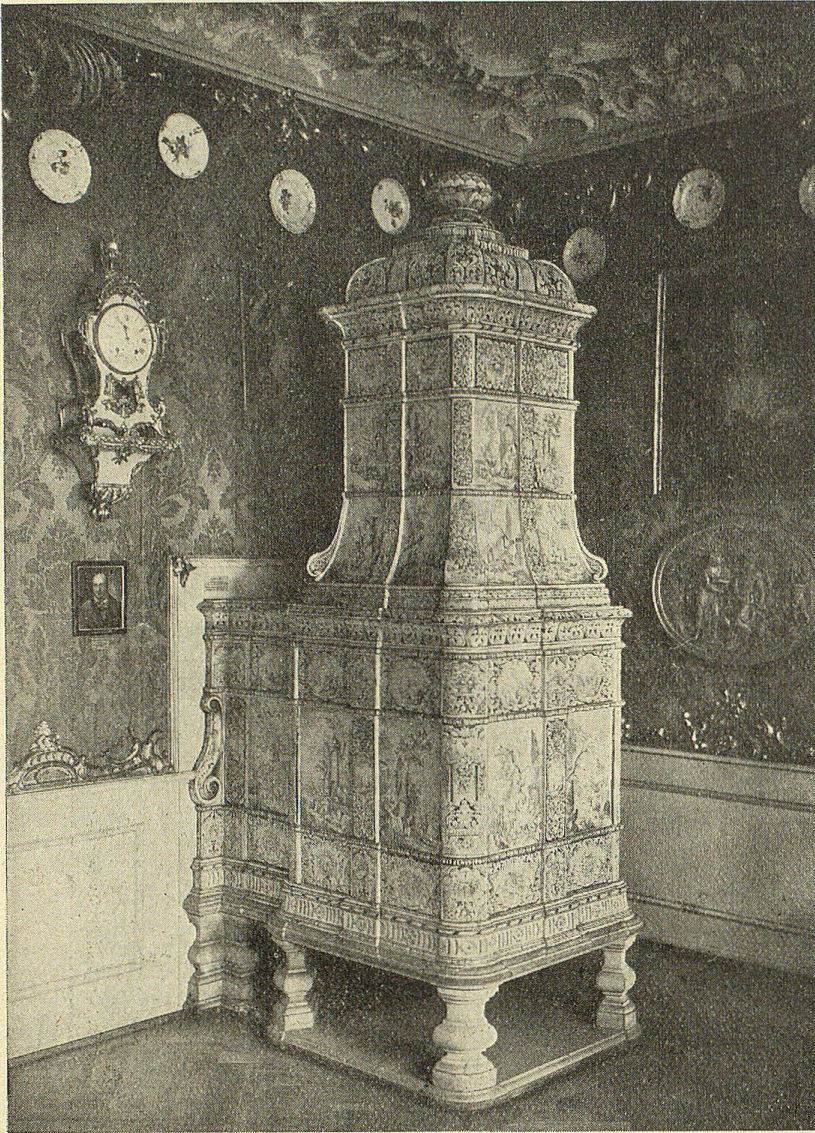


Abb. 7. Blaubemalter Zürcher Ofen mit der Signatur des Ofenmalers Daniel Düringer von Steckborn (1720 — 1786) und dem Datum 1754.
(Aus dem Abegg'schen Gut in Riesbach-Zürich, im Schweiz. Landesmuseum).

Norden der Schweiz bis in die Bergtäler des Kantons Bern hinein überall heute noch ziemlich häufig als Prunkstücke im Besitze wohlhabender Familien zu Stadt und Land angetroffen werden, läßt sich zur Zeit noch nicht nachweisen. Sicher dagegen ist, daß solche Töpferprodukte aus der Maingegend, aus Franken und ganz Süddeutschland massenhaft in unsere Heimat importiert wurden. Diese blaue Ofenmalerei fand außer in Steckborn und in den Gegenden um den Zürichsee namentlich auch ihre Pflege in Muri, Beromünster, Aarau und Willisau, flaute aber gegen das Gebiet des oberen Kantons Bern und die Westschweiz ab, wo nur das Städtchen Neuveville am Bielersee eine Ausnahme machte, da dort hin die aus Zürich stammende Familie Landolt ihre

Kunst übertragen hatte und die ganze Gegend mit ihren Produkten versah. Dafür treffen wir im Westen der Schweiz umso häufiger Ofen und Töpferwaren mit Malereien in bläuvioletter Farbe, die wahrscheinlich Erzeugnisse jenseits unserer Landesgrenzen nachahmten, dann solche in Blau, Gelb und Grün, zuweilen noch vermischt mit Rotviolett, die im Kanton Freiburg hergestellt wurden, wobei man als Bildschmuck namentlich sog. Chinoiserien bevorzugte. Vereinzelt gab es auch Ofenmaler, die es verstanden, die Kacheln mit bunten Blumenmalereien zu schmücken, wie sie in höchster Vollendung die Erzeugnisse der Porzellan- und Fayencefabrik im Schooren bei Zürich aufwiesen. Es waren Johann Jakob Frey in Lenzburg und Jakob Dolder in Beromünster, später in Luzern. Beide hatten ihre Kunst in Elsaß und Lothringen gelernt, wo diese bunte, naturalistische Blumenmalerei unter Karl Franz Hannong aus Maestricht schon mit Beginn des 18. Jahrhunderts zu großer Blüte gelangt war. Leider verprübelte Frey seinen ganzen Verdienst in nutzlosen Versuchen, mit unserem einheimischen Material Porzellan herzustellen, und starb, ohne sein Geschäft je zur Blüte gebracht zu haben, im Glend. Dolder dagegen beschränkte sich auf die Fayencemalerei und Ofenfabrikation und war darum auch erfolgreicher.

Auch im Aufbau der Ofen traten zuweilen Veränderungen ein indem die Hafner mit Zuhilfenahme der Formen des Rokoko und des Louis XVI.-Stiles (Abb. 8) neue Gebilde schufen. Die Vorbilder dafür lieferte manchmal die Straßburger Hafnerkunst. Aber nur zu bald versteifte der sog. Empirestil diese lebensfrohen Formen zu nüchterner Plakzität. Er machte den Ofen zum regelmäßig aufgebauten Kasten mit flachem Giebel oder zur plumpen Säule mit Gesimsen und baute ihn aus einfarbigen, meist weißen oder hellblauen Kacheln auf. Als malerischen Schmuck erhielt er zuweilen etwa einen Fries mit Götterdarstellungen oder jenen Emblemen, welche wir auch auf den Möbeln als Applikationen in Messing antreffen. Ja man ging so weit, in den Ofen kleine antike Tempelchen nachzuahmen oder, unter völliger Aufgabe eines guten Geschmacks, ihn als Kommode oder Bibliothekschrant mit den aufgemalten Bücherrücken zu gestalten. Glücklicherweise blieben derartige Versuche immerhin vereinzelt.

Wie im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die Ofenbaukunst und Ofenbemalung immer tiefer sank, haben viele Leser unseres Kalenders noch selbst erlebt. Seit den 1870er Jahren hat man dann mit mehr oder weniger Erfolg versucht, durch Nachbildung der alten Relieftafeln die trostlosen Erzeugnisse aus der Zeit unserer Großeltern und Eltern zu verdrängen, und die Nachahmung der deutschen Renaissance in unserer Zimmerausstattung hob, gefördert durch die Kunstgewerbeschulen, auch das Hafnerhandwerk. Doch vermochte sich diese Nachahmerkunst und Kunstnachahmung auf die Dauer auch nicht zu halten. Mit Recht erröteten talentvolle Männer bei dem Gedanken, daß das moderne Handwerk nur noch dazu verurteilt sei, die Erzeugnisse vergangener Zeiten nachzubilden. Diese Erkenntnis führte zu neuen Versuchen für die Hebung der Ofenbaukunst. Allein inzwischen waren dieser durch die Zentralheizungs-Anlagen Konkurrenten erwachsen, die Bestrebungen eine Zeit lang fast zu verunmöglichen schienen. Heute dagegen besteht diese Gefahr nicht mehr. Denn Reich und Arm nimmt, selbst in Neubauten, wieder gerne seine Zuflucht zu den heimatlichen alten Stubendföen, wenn möglich mit einem Ofenstüke, einer sog. „Kunst“ und freut sich über diese altmodischen Gebilde, die schon unsern Voreltern liebe Freunde in ernstesten und heiteren Zeiten waren.

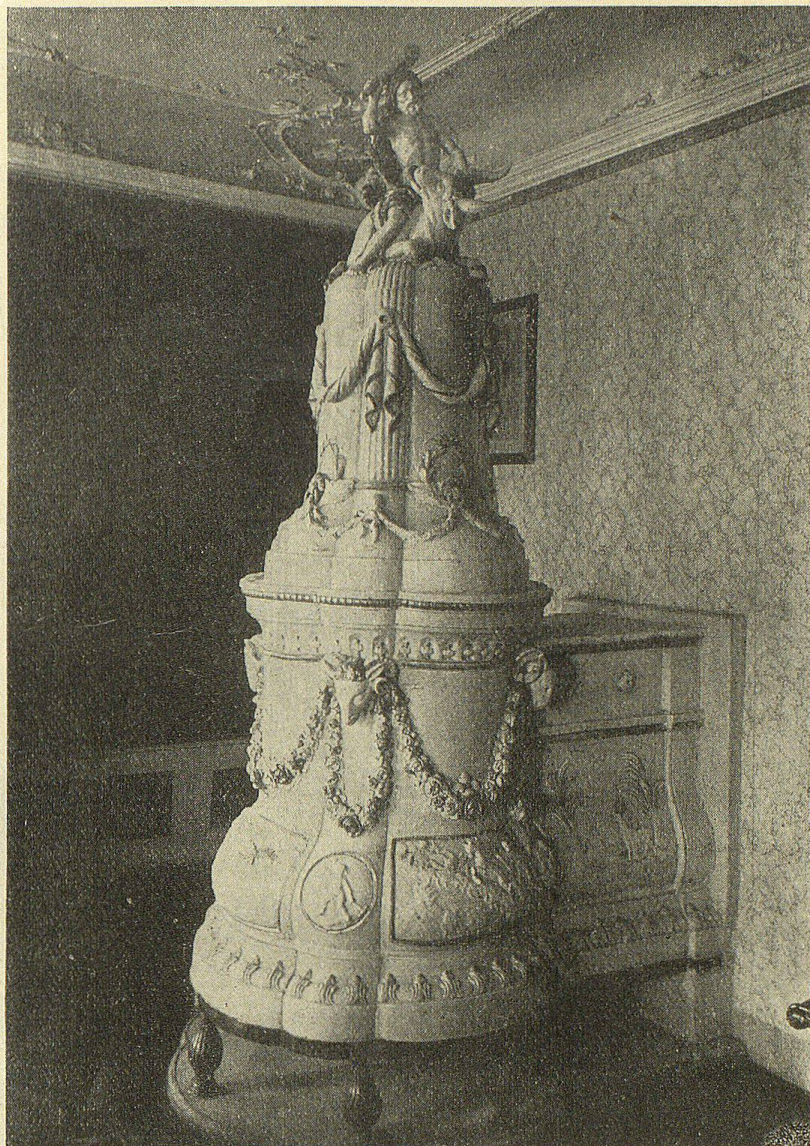


Abb. 8. Ofen im Stile Louis XVI., aus dem Rathaus in Korschach (dem Landesmuseum geschenkt vom Gemeinderat in Korschach).

Wähle, ob dein Kind an deinem Grabe sage: Mein Freund hat mich verlassen. Oder ob es denke: Nun kann ich meine eigenen Wege gehen.

Lisa Wenger.

De Milchpantfcher.

Von Ernst Eschmann.

De Sämi gitet, was er cha,
Wöcht alls im Dörfl eige ha,
Die höchste Gäde volle Heu,
Die dickste Triste Röhrlstreu,
Die gröschte Fähtl Biremost,
Wänn's nu nüüt host!

Er hed 's Jahr us kās Stündli Rueh.
Hüt glukt e's Nachbers Prämiedueh,
Und morn de bschüssigt Buebebläz.
Wänn d'Sunn nüü wott ist d'Chappe
Em Lüfel isch es recht iso: [läh
„I hilf der scho!“

D'Milchtause-n-isch na lang nüü voll,
Es fählt de Abig mänge Zoll.
De Sämi schnurret hin und her.
De Lüfel ghört's und hilf en Chehr.
Er streezt es Gütschli Wasser dri,
Wie lust in Wt.

Und Tubli biget si im Hus
Und fülled alli Chähtli us.
De Sämi lachtet i si Just.
Do chumt de Tod im schwarze Grust
Und pöperlet: „Pac i, 's isch Zit!“ —
Und nimmt e mit.

Doch s'Gehrehteime haugt kän Bur
Et Milch sei blau und werdt sur,
Und znacht, wänn's setti rüebtig st,
Schlicht en Getst dur d'Stalltür i
Und schöpft 's Wassertrüggl leer
Und grochsi schwer.